

Katja  
Kullmann  
Echtleben

Warum es heute so kompliziert ist,  
eine Haltung zu haben

Arbeit«, Geld ganz abschaffen, autonome Eigenverwaltung in lokalen Zirkeln aufbauen, zurück zur Subsistenz- beziehungsweise Tauschwirtschaft. »Jeder kann schließlich irgendwas«, sagt Mark/Luke, und dass es der Menschheit insgesamt nicht schlecht täte, wieder einmal zurückzufallen »auf die *basics*«. Mit politischen Reformen brauche man ihm nicht mehr zu kommen, es sei sinnlos, an einem »todkranken Patienten herumzudoktern«. Wahlen boykottiert er, »alles Lobbyisten-verseucht«, die Volkszählung macht ihn aggressiv. Wenn er in eine sentimentale Stimmung gerät, erzählt er erst, dass seine On-off-Freundin jetzt mit einem Umzug an die mecklenburgische Küste liebäugelt, und behauptet dann, dass ihm im Grunde alles egal sei. Worauf Ella wieder in Fahrt kommt und erneut mit dem Appellieren anfängt. Dann beharken die beiden sich meist ein bisschen und funkeln sich an, beinahe wirkt es so, als ob sie miteinander flirten. Soweit ich weiß, ist da aber nie etwas gelaufen.

**W**enn ich meinen Freunden so zuhöre, fällt mir zweierlei auf. Erstens, dass kein Neokon darunter ist, jedenfalls kein *überzeugter* Liberaler oder Konservativer, kein *wirklich* scharfer Hund. Zweitens, dass ich aus dem Nicken gar nicht mehr herauskomme, denn ich finde: Alle haben sie ein bisschen Recht.

Beides, die Unterrepräsentanz des schwarz-gelben Spektrums in meinem engeren Umfeld und mein vages Konsensbedürfnis, verrät nicht eben wenig über mich, würde eine Politologin sagen.

Fragt einer der Freunde: »Und? Was denkst *du* so?«, dann denke ich zunächst, dass es ja wohl nicht wahr sein kann, was ich denke, denn ich denke: »Am liebsten hätte ich die alte Bundesrepublik zurück. Zur Not würde ich auch eine Revolution akzeptieren.« Was ich stattdessen antworte ist: »Hm, das ist hochkomplex. Ich schreibe gerade ein verstörendes Buch und darf noch nicht so viel sagen.«

»Worum geht es in dem Buch?«

»Um alles, was wir gerade besprochen haben: um den Protest, die Besitzstandswahrer, das Barlicht, die FDP, den Klassenkampf, die Liebe in Zeiten des Lobbyismus, um Atomkraft, Justitia, *Mad Men*, Stuttgart Hundertsechszwanzig und darum, wie man mit geradem Rücken durch all das durchkommen könnte.«

»Und? Wird es gut ausgehen?«

»Das weiß ich noch nicht.«

# ANLEGER SIND IMMER DIE ANDEREN

»Geld ist ein Arschloch.«

Unsere liebe dunkelrote Stadtteil-Bar mit den zeitlos schönen Siebziger-Jahre-Lampen: Ganz offensichtlich bin ich dort in einen Kleine-Leute-Stammtisch hineingewachsen. Es überrascht mich nicht. Obwohl es fürchterlich klingt. Dennoch ist der Ausdruck »Kleine Leute« bewusst gewählt. Zwar habe ich aus beruflichen Gründen in 350-Euro-Zimmern übernachtet, habe mit Prominenten geschäkert und die Copa Cabana gesehen. Doch bin ich der *Upper Class* ansonsten keinen Schritt näher gekommen. Es ist ja alles immer nur symbolisch heute. Hatte ich je ernsthaft dorthin gewollt, in die Oberschicht? Das ist eine Frage, die man vorläufig besser mit sich allein ausmacht.

Noch übler als »Kleine Leute« klingt natürlich das Wort »Stammtisch«. Außerdem ist es etwas übertrieben. Es ist ja nichts organisiert bei uns. Wir sind bloß ein Grüppchen vorübergehend ermüdeten Großstädter deutlich über 30, die ab und an beieinander sitzen, rauchen, trinken, parlieren. »Eure Discos sind unsere Diskurse«: Das habe ich einmal einer 21-jährigen Redaktionspraktikantin entgegengeschleudert, aus Ironie-Gründen, versteht sich. Man hatte mich mit der Ausbeutung des unbezahlten Nachwuchstalents beauftragt, und das Nachwuchstalent fand meinen Spruch bestimmt sehr witzig. *Die jungen Leute können ja auch nichts dafür.*

Was wäre aber eigentlich schlimm daran, Teil eines »Kleine-Leute-Stammtischs« zu sein? Man kann die Wörter doch wieder einmal ausprobieren, oder etwa nicht? Die Begriffe sind bekanntermaßen offen, zur Neudefinition freigegeben, man kann sie jetzt mit Bedeutungen versehen, die noch vor ein paar Jahren niemand hätte durchgehen lassen. Ich sage nur: »links« und »rechts«. Ich sage: »fortschrittlich« und »konservativ«. Schon höre ich Gelächter im Saal.

Großbürger sind wir jedenfalls keine. Kleinbürger schon eher, zumindest was den Median unserer kumulierten Kaufkraft angeht. Da im »Kleinbürger« aber vor allem der aktuell aufgeladene Wortstamm »-Bürger« sehr irritiert, erscheint »Kleine Leute« mir völlig angemessen.

Als kleine Leute hören wir noch immer die Konkurse der ausgelaufenen Dekade in

unseren Ohren klingeln. Es war schon Einiges zusammengekommen in den »Noughties«, wie der britische *Guardian* die nuller Jahre einmal nannte, im »nervösen Jahrzehnt« (*Focus*), dem »E-Jahrzehnt« (*New York Magazine*), in der Dekade des »rasenden Stillstands« (Paulo Virilio), dem »Jahrzehnt, das uns verändert hat« (*Times*) – im »schlimmsten Jahrzehnt seit Kriegsende« (*Die ZEIT*). Manche Summen sind so markant, dass man sie sich merken kann wie Geburtstage. Gut fünf Billionen US-Dollar sind allein in den Schockmonaten nach dem 11. September 2001 vernichtet worden. Allerdings nicht von arabischen Attentätern, sondern vom überlebenden Teil der westlichen Welt. »Also auch von *uns*, richtig?«, frage ich in die Runde. »Wieso von *uns*, was haben *wir* mit den Billionen zu tun?«, fragt Mark/Luke zurück. »Genau«, wirft Ella ein. »Ich hab' nie eine besessen, die ich hätte verlieren können.«

Immerhin 22 Milliarden seines gut 50 Milliarden Dollar fassenden Privatvermögens hat der mutmaßlich zweitreichste Mann der Welt, Bill Gates – »der Verbrecher!« (Frank) –, über die Jahre seiner »Bill and Melinda Gates«-Stiftung zukommen lassen, die angeblich eine »grüne Revolution in Afrika« verfolgt, wie Ella erklärt. Fünf Prozent der Gates-Stiftung fließen in karitative Zwecke, 95 Prozent werden auf andere Art in die Zukunft investiert, etwa in Stiftungsbeteiligungen an mehreren Ölkonzernen, die schon heute weite Teile der nigerianischen Küste unbewohnbar gemacht haben.

»Das sind immer wieder tolle Geschichten, rund um die *so called charity*«, murmelt Nils.

»Ach ja?« Frank hat seinen Scharfrichterblick aufgesetzt. »Hattest du früher nicht auch mal einen dieser Sticker auf deinem Auto kleben, *Eure Armut kotzt mich an?*«

Genervt dreht Nils die Augen zum Himmel. »Was hat das denn damit zu tun? Außerdem war das ein blöder Witz, das weißt du ganz genau.«

»Besonders lustig konnte ich das nie finden!«

»Jetzt lass' ihn doch, er hat das doch schon Tausend Mal erklärt und sich dafür entschuldigt«, springt Anne ihrem Freund bei, »es war halt so die Zeit damals ...«

»Schweine!«, raunzt Frank.

Keiner weiß, wen genau er damit meint. Aber alle sind einverstanden. Sogar Nils und Anne nicken. Missmutig glotzen sie in ihre Gläser.

»Apropos Gates«, werfe ich zur Auflockerung ein, »unser beliebter Breitband-Philosoph Peter Sloterdijk ist ja für eine Stärkung des Stiftungswesens und für die Abschaffung der ›Zwangsbesteuerung‹, wie er es nennt. Er befürwortet ein ›ziviles Spendenwesen‹ – freiwillig erbrachte Almosen der Wohlhabenden statt regulierter Steuern.«

Ich finde das ziemlich witzig. Aber keiner reagiert. Also spitze ich es noch einmal zu.

»Sloterdijk sagt im Kern: Jeder Besserverdiener sollte sich selbst aussuchen können, wen oder was er in welchem Umfang mit seinen Abgaben unterstützt – dabei gehe es um ›Freiheit‹, sagt der große Denker. Die Bedürftigen sollten einfach dankbar sein für das,

was kommt, und sich ein Vorbild daran nehmen.«

Total-Boykott meines Beitrags. Zwar heben sie jetzt ihre Köpfe, doch sehen sie mich an, als hätte ich nicht alle Tassen im Schrank.

»Nur der Vollständigkeit halber erwähne ich das, nur als Fußnote – das ist, weiß Gott, nicht *meine* Meinung!«

Es passiert wirklich verdammt schnell, dass man in die völlig falsche Ecke gedrängt wird, heutzutage.

Ackermann, Abramovich, Zumwinkel: Wir hatten sie alle in der Mangel. Der unangefochtene Superheld unter den modernen Antihelden, die attraktivste der antikapitalistischen Projektionsflächen ist aber eindeutig Jérôme Kerviel, ein nervenstarker Spekulations-Jungspund aus supersexy 7500-Paris, dunkelhaarig, schlank, Jahrgang 1977. Zufällig weiß ich alles über den Monsieur. Mit unglaublichen 50 Milliarden Euro hat er in einem Pariser Großraumbüro jongliert – auf nicht ganz astreine Art und Weise – an seinem von allen Seiten einsehbaren Schreibtisch. Nun sitzt er im Knast. Seinem Arbeitgeber, der *Société Générale*, bescherte er üppige Gewinne. Doch habe er sich mit einem Teil der Gelder selbst bereichert, lautete der Vorwurf. Und: Dass die Bank von seinen zweifelhaften Geschäftsmethoden nichts gewusst habe. Kerviel gab allerdings an, von seinen Chefs öfters gelobt worden zu sein für seine kreativen Methoden und steilen Erfolge. Auch war der persönliche Gewinn augenscheinlich nicht sein Hauptziel gewesen, er hätte viel mehr einsacken können, als er es getan hatte, ergaben die Ermittlungen. Das Spiel als solches habe ihn gereizt und quasi eingesogen, sagte der Wahnsinns-Franzose nach seiner Festnahme im Januar 2008. »Das ist ein Metier, das ein bisschen verrückt macht und auch abhängig.« Bald wurde bekannt, dass er, im Unterschied zur Mehrheit seiner *Broker*-Kollegen, nicht aus einer Elitenfamilie der französischen Bourgeoisie stammte, sondern aus »einfachen Verhältnissen«. Als Märtyrer und Aufklärer bejubelte ihn etwa die Hälfte der Franzosen, Dutzende Frauen sollen ihm Heiratsanträge gemacht haben, und zeitweise war auch ich sehr in ihn verliebt.

»Was? Du bist ja krank!«, faucht Frank.

»Selber Single«, zischele ich zurück und grinse, mit rosafarbenen Eurozeichen in den Augen.

**J**a, es waren schon abenteuerliche Zeiten, damals, kurz nach dem *Lehman*-Kollaps, als wir zu Weihnachten nichts hatten als eine Tafel Schokolade. Städte und Gemeinden machten Bibliotheken und Museen dicht, im Fernsehen intensivierten Sozialarbeiter und Schuldenberater ihre Dienste, jeder fünfte Bundesbürger galt inzwischen als arm oder akut von Armut bedroht. Die sagenumwobene Mitte? Schrumpfte weiter, von einem Anteil von 64 Prozent im Jahr 2000 auf 56 Prozent zum Ende des Jahrzehnts.

Unterdessen war bundesweit der höchste Gesamtwert an privaten Vermögensreichtümern aufgelaufen, der je in Nachkriegsdeutschland erfasst worden war: fünf Billionen Euronen – umgerechnet deutlich mehr als der 11. September die gesamte Welt gekostet hatte. Im Schnitt hätte das ein sorgenfreies Guthaben von gut 80 000 Euronen für jeden über 17 bedeutet. Stattdessen verfügt jede(r) Vierte laut Staatsstatistik über keinerlei Vermögen, sondern hat, im Gegenteil, eher Schulden – durchschnittlich rund 33 000 Miese. Die häufigsten Gründe seien Arbeitslosigkeit, gescheiterte Existenzgründungen, Scheidungen und übermäßiger Konsum, heißt es im Überschuldungsreport 2010, der von einer Stiftung mit dem hübschen Namen *Deutschland im Plus* herausgegeben wird.

Die Mutter aller Nachrichten, der ideelle *ground zero* und Humus für alles Weitere ist und bleibt die angeblich verbrieftete Tatsache, dass eine Menge »Anleger« gelegentlich ihre Einlagen verlieren. Das war die Grundlageninformation bei der ersten, bei der zweiten und auch bei der dritten »Krise« der nuller Jahre – es ist, sozusagen, das Erklärmodell der Gegenwart. Merkwürdig ist nur, dass kaum jemand einen Menschen kennt, der in die Kategorie »Anleger« fällt. Millionenbeträge verlieren immer die Anderen. Gerade einmal dreizehn Prozent der Deutschen haben Geld in Wertpapiere angelegt, verrät eine Erhebung des Deutschen Aktieninstituts.

Eine radikale Minderheit setzt sich durch: Irgendwie hat die »Anleger«-Logik es geschafft, als *common ground* des tagespolitischen Geschäfts geduldet zu werden, und das Auf und Ab der Geldströme als gesetzter Naturfaktor. »Die Märkte erhöhen den Druck, schnell zu handeln«: So pflegt ZDF-Börsenreporterin Valerie Haller es auszudrücken. Auch ein Jahr nach dem *Lehman*-Desaster soll das Verhältnis der weltweiten Währungsspekulationen zum realen Handelsvolumen noch bei zwanzig zu eins gelegen haben, das heißt: Es wurde weiterhin etwa zwanzig Mal so viel fiktives Geld herumgeschoben wie reale Werte, Güter, Rohstoffe existierten. Jeder Sechstklässler wusste nun, dass achtzig Prozent des einheimischen Vermögens in den Händen von zwanzig Prozent der Bevölkerung liegen, und noch dem regressivsten Sammler von Engelsfiguren wurde klar: Gewinne und Verluste sind nicht annähernd »gleich« verteilt. Oder, wie es die nicht eben Sozialismus-verdächtige Bertelsmann Stiftung formulierte: »Die Ungleichverteilung der Einkommen in Deutschland hat innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte so stark zugenommen wie in kaum einem anderen OECD-Mitgliedsland.«

»Geld ist ein Arschloch«: So lautet der *Stand-by*-Kommentar von Mark/Luke, dem pessimistischen Peter Pan in unserer Runde.

**E**s ist schon merkwürdig: Alle machen sich anhaltend Sorgen ums Geld – gleichzeitig interessiert es angeblich kaum noch jemanden, zumindest nicht »persönlich«. Postmaterialismus ist das heiße Ding: Glück, Gesundheit, Familie, Kultur und